

Neue Freie Presse. Herausgegeben von Eduard Bacher und Moriz Benedikt. Morgenblatt. Nr. 5277. Wien, Dienstag, den 6. Mai 1879.

Eduard Hanslick, Briefe von Hector Berlioz.

1 Briefe von Hector Berlioz.

Ed. H. Eine Sammlung von mehr als 150 Briefen von Berlioz ist soeben unter dem Titel: „Correspondance“, bei Calman inédite de Hector Berlioz Levy in Paris erschienen. Seit lange mit Spannung erwartet, kommt diese Publication am gelegensten gerade jetzt, wo Berlioz plötzlich eine populäre Größe geworden ist in seinem Vaterlande. Um den so heiß und vergeblich ersehnten Ruhm endlich doch zu erlangen — sagt der Herausgeber der Correspondenz, *Da* — hatte *niel Bernard* Berlioz blos etwas sehr Einfaches zu thun; zu sterben. In Deutschland war Berlioz als genialer Componist gefeiert worden zu einer Zeit, da man ihn in Frankreich noch ignorirte oder verspottete; vielleicht findet man heute in Deutschland wiederum die plötzlich für Berlioz auflodernde Begeisterung der Franzosen etwas übertrieben und gewaltsam. Gleichviel, die eigenartige, mächtige Persönlichkeit dieses Mannes übt auf Deutsche und Franzosen die gleiche Anziehungskraft, und überall, wo man sich für Musik interessirt, werden jetzt zum ersten *Berlioz*’mal ans Licht gelangende Briefe mit Interesse gelesen werden.

Merkwürdig ist gleich der Inhalt des ersten Briefes in dieser Sammlung: der junge Berlioz trägt dem Musikverleger Ignaz Pleyel in Paris einige concertante Potpourris über italienische Opernmelodien an. Bekanntlich hat auch Richard, gleich *Wagner* Berlioz ein eingefleischter Gegner aller Unterhaltungsmusik und Feind der Italiener, ähnliche Arrangements für Pariser Verleger geliefert, um das Leben zu fristen. Warum wundert es uns viel weniger, wenn wir Haydn und Mozart kleinliche Lohnarbeit verrichten sehen, als wenn dies Berlioz und Wagner thun? Weil wir Jene als die universellsten und zugleich anspruchslosesten aller Künstler kennen, denen nichts Menschliches und nichts Musikalisches fremd war. Mit ihnen verglichen, erscheinen Wagner und Berlioz einseitig in ihrem Idealismus, unduldsam, stolz. Mehrere Briefe aus Berlioz’ glühendsten Jünglingsjahreninteressiren uns doppelt, da sie an Ferdinand ge *Hillerrichtet* sind. Gegen diesen, seinen „theuren Ferdinand“, schütetet der junge Berlioz am liebsten sein von einer wahnsinnigen Leidenschaft bedrücktes Herz aus. Gegenstand dieser Jugendliebe war bekanntlich die englische Schauspielerin Miss, welche zu jener Zeit von ihrem heimlichen *Smithson* Anbeter gar nichts wußte und erst drei Jahre später (1832) nach dessen Rückkehr aus Italien seine persönliche Bekanntschaft machte. Die Ausbrüche verliebter Verzweiflung in diesen Briefen grenzen mitunter an Tollheit. Welch ein Glück, ruft man unwillkürlich, daß der hochbegabte Jüngling wie von höherer Hand aus diesem hoffnungslosen Liebesjammer herausgehoben und als „Erster Preis des Pariser Conservatoriums“ mit einem Staatsstipendium für zwei Jahre nach Italien geschickt wurde! Welch ein Glück — ja, wenn Berlioz dasselbe wie andere Menschenkinder empfunden und verstanden hätte! Der Aufenthalt in Rom war ihm eine Pein, eine unerträgliche Gefangenschaft; fast

gewaltsam kürzte er sie ab, um nach Paris zurückzueilen, gleich wieder Miss Smithson auszuforschen und sie zu heiraten. „Sie hatte,“ erzählt Berlioz, „an unserem Hochzeitstage nichts mehr auf der Welt als Schulden; ich selbst besaß Alles in Allem 300 Francs, die ein Freund mir geliehen, und war von neuem entzweit mit meinen Eltern.“ Die Ehe war nicht glücklich; nach einigen Jahren gegenseitiger Quälereien und Mißverständnisse trennten sich die beiden Gatten.

Ueber den römischen Aufenthalt Berlioz' sind wir aus seinen Memoiren vollständig unterrichtet; die vorliegenden Briefe fügen nichts wesentlich Neues hinzu. Nur der un gemein herzliche, fast schwärmerische Ton, mit dem Berlioz über schreibt, unter dem unmittelbaren *Mendelssohn* Eindrücke ihres freundschaftlichen Verkehrs, fiel uns erquickend auf. Er sticht beträchtlich ab von der kühlen Zurückhaltung, die Berlioz in seinen fünfunddreißig Jahre später geschriebenen Memoiren über *Mendelssohn* beobachtet. In seine „römische Gefangenschaft“ fiel der Verkehr mit Felix Mendelssohn-Bartholdy wie ein holder Lichtstrahl. „Das ist ein bewunderungswürdiger Junge,“ schreibt Berlioz 1831 aus Rom, „sein Reproductions-Talent ist ebenso groß wie sein musikalisches Genie, und das will viel sagen. Alles, was ich von ihm gehört, hat mich entzückt; ich glaube fest, daß er eine der höchsten musikalischen Erscheinungen dieser Epoche ist. Er hat mir hier den Cicerone gemacht; jeden Morgen suchte ich ihn auf, da spielte er mir eine Beet'sche Sonate, wir sangen Hoven Gluck's „Armida“, dann führte er mich zu allen den berühmten Ruinen, die mir, ich gesteht es, wenig Eindruck machten. Mendelssohn ist eine jener reinen Seelen (*âmes candides*), wie sie uns nur höchst selten begegnen.“ Noch in vielen späteren Briefen spricht Berlioz mit gleicher Wärme von Mendelssohn. „Ist Men angekommen?“ fragt er F. delssohn Hiller und fährt fort: „Das ist ein enormes, außerordentliches, wunderbares Talent. Ich kann nicht in den Verdacht der Camaraderie kommen, wenn ich so spreche, denn er hat mir aufrichtig gesagt, daß er von meiner Musik absolut nichts verstehe. Er ist ein durchaus jungfräulicher Charakter und glaubt noch an etwas; ein wenig kühl ist er im Umgange, aber ich liebe ihn sehr, mag er es auch vielleicht nicht vermuthen.“ Das sind schöne, für beide Theile ehrenvolle Worte. Herr Daniel hätte sich daran ein Beispiel nehmen *Bernard* sollen, anstatt in seinem Vorworte Mendelssohn's Charakter auf das unwürdigste zu verunglimpfen. Mendelssohn fühlte gegen Berlioz' Compositionen eine entschiedene, unüberwindliche Abneigung, die jedem mit Mendelssohn's Musik Vertrauten sehr begreiflich erscheinen muß. Den eigentlichen Grund dieser Antipathie findet nun Herr Bernard in dem künstlerischen Neide Mendelssohn's, der auf Berlioz „eifersüchtig wie ein Tiger“ gewesen und gleichwol nicht geahnt habe, „daß Berlioz ihm einst die Palme musikalischen Ruhmes streitig machen werde“. neidisch, *Mendelssohn* eifersüchtig — und auf Berlioz? Es ist zu albern. In Deutschland weiß es Jedermann, daß Mendelssohn in Wahrheit eine „reine Seele“ war, und die Franzosen können es ihrem Berlioz auf's Wort glauben. Herr Daniel Bernard hätte im Gegentheil zweierlei rühmend hervorheben sollen in Mendelssohn's Benehmen: einmal die echt collegiale, freundschaftliche Bereitwilligkeit, die er stets, in Rom wie später in Leipzig, Berlioz entgegenbrachte, sodann die Aufrichtigkeit, mit der er seine Abneigung gegen die musikalische Richtung des Franzosen gestand. Solch mannhafte Wahrheitsliebe sollte in unserer Zeit der conventionellen Höflichkeiten doppelt laut gepriesen werden. Und selbst hat sie gepriesen, wenngleich nicht ohne *Berlioz* einen begreiflichen bitteren Geschmack auf der Zunge, denn „Mendelssohn,“ schreibt er aus Leipzig 1843 an einen Pariser Freund, „hat mir über meine Symphonien, meine Ouvertüren, mein Requiem niemals auch nur Ein Wort gesagt.“ Auch Berlioz war im Innersten eine wahrhafte, redliche Natur. Unglückliche Verhältnisse zwangen ihn leider, als Musik-Kritiker des *Journal des Débats* seine Ueberzeugung nicht selten zu maskiren; das war ihm schwer und peinlich. Mendelssohn wäre es unmöglich gewesen.

Für uns Oesterreicher ist es von Interesse, daß Berlioz in Rom auch die Bekanntschaft eines talentvollen „Mr. de Sauer“ gemacht hat, welcher offenbar unser Joseph Dessauer ist. „Er will mich durchaus mit bekannt machen, *Bellini* wogegen ich mich aus allen Kräften wehre. Die „Sonnam“, die ich gestern gehört, verdoppelt meinen Widerwillen bula gegen eine solche Bekanntschaft.“ „Oh,“ schließt Berlioz diesen an Hiller gerichteten Brief, „Sie müßten selbst in Italien sein, um einen Begriff davon zu bekommen, was sie hier Musik zu nennen wagen!“ Bei jedem Anlasse wird sein Zorn gegen die italienische Musik wach. Manchmal indessen, mitten im Aerger, erinnert sich Berlioz, daß er in Rom einen Philosophen-Club mitbegründet habe, der sich „École de l'indifférence absolue en matière universelle“ nannte. Dieser Scherz, unter dem sich ein nicht zu verachtendes Stückchen Lebensphilosophie versteckt, klingt bei Berlioz häufig und lange nach: nur war leider Er von allen Menschen am wenigsten geeignet, in der Praxis jene Vorschrift „absoluter Gleichgiltigkeit“ wirklich zu beobachten. Verdrießt es ihn doch stets von neuem an, daß dieser immer sagt: *Rossini* „Qu'est-ce que ça me fait?“

Durch Robert, der zuerst als Kritiker *Schumann* auf Berlioz aufmerksam gemacht hatte, beginnen nun die Beziehungen des Letzteren zu Deutschland lebhafter zu werden. Berlioz richtet einen langen Brief an Schumann (Februar 1837), worin er für das ihm bewiesene Interesse dankt und von den genußreichen Stunden spricht, die ihm durch das Vorspielen *Liszt* Schumann'scher Clavierstücke bereitete. Einige Briefe aus Leipzig, Prag, Breslau er freuen uns durch die glückliche Stimmung, in welcher Ber über seine persönlichen Erfolge in lioz Deutschland berichtet; Neues bieten sie nicht für denjenigen, welcher die in den „Memoiren“ aufgenommenen ausführlichen Reisebriefe von Berlioz kennt. Ueberraschend war uns die Mittheilung Berlioz' (pag. 142), daß man in Wien ernstliche Anstalten getroffen habe, ihn für die Stelle des eben verstorbenen Hofcapellmeisters Joseph Weigl zu gewinnen. Die Eröffnung, daß er dann nicht alljährlich einen Urlaub erhalten würde, um nach Paris zu reisen, habe Berlioz bewogen, den Antrag definitiv auszuschlagen. Es fehlt uns leider jede Spur, die zur Constatirung dieser seltsamen Geschichte zu führen vermöchte. Abgesehen davon, daß Berlioz nicht ein Wort Deutsch verstand, konnte er doch gerade für das Amt eines Wiener Hofcapellmeisters kaum besonders passend erscheinen. Aus den folgenden Jahren finden sich am häufigsten Briefe aus London, wo Berlioz stets als Künstler ehrenvollste Aufnahme und auch pecuniär seine Rechnung fand. Er ist deß halb auf die Engländer und ihr musikalisches Verständniß keineswegs schlecht zu sprechen, wie man doch erwarten könnte. Nur über das französische Publicum urtheilt er un barmherzig, ja man kann an Berlioz' Briefen deutlich verfolgen, wie die Verbitterung des Künstlers und der Zorn gegen sein Vaterland von Jahr zu Jahr zunimmt. „Habe ich in Paris in meinen Concerten jemals Leute aus der guten Gesellschaft, Männer und Frauen, gerührt, ergriffen gesehen, wie in Deutschland oder Rußland? Nichts um mich her zu sehen, als Stumpfsinn, Gleichgiltigkeit, Undank oder Schrecken — das ist mein Los in Paris. Frankreich ist vom musikalischen Standpunkt nur ein Land von Cretins.“ „In England ist wenigstens der Wunsch, *Musik zu lieben*, wahr und nachhaltig.“ In London entzückte ihn besonders die Pianistin *Wilhelmine* (jetzt *Madame Clauß Szarvady*), welche Mendelssohn's G-moll-Concert mit so bewunderungswürdiger Reinheit des Styls vorträgt, daß sie trotz ihrer Jugend ihm die „erste eminent musikalische Pianistin (pianiste musicienne) dieser Epoche“ zu sein scheint.

Und nun tritt eine neue Erscheinung auf, die Berlioz' letzte Lebenszeit stark und schmerzlich aufzuregen bestimmt war: *Richard*. Der an *Wagner* Wagner gerichtete Brief (der ein zige in der Sammlung) ist aus Paris, 19. September 1853, datirt und in freundschaftlichem Tone abgefaßt; es klingt darin bei aller Reserve bezüglich Wagner's Compositionen noch nicht entfernt jener scharf polemische Geist an, welcher später den bekannten „Offenen Brief“ Berlioz' an Wagner hervorrief und schließlich

zu leidenschaftlichster Feindschaft aufflammte. Der vor liegende Brief beantwortet eine Zuschrift Wagner's, der ver muthlich von Luzern aus sich einige von Berlioz' Partituren ausbat. Dieser interessante Brief möge hier mit wenigen un wesentlichen Kürzungen Platz finden. Berlioz schreibt:

„Mein lieber Wagner! Ihr Brief hat mir großes Vergnügen bereitet. Nicht mit Unrecht beklagen Sie meine Unkenntniß der deuten Sprache, und ich habe mir oft genug selbst gesagt, was Sie sch mir heute sagen: daß es für mich eine Unmöglichkeit ist, Ihre Schöpfungen zu würdigen. Die Blume des Ausdrucks verwelkt fast immer unter dem Gewicht der Uebersetzung, so sorgfältig diese auch gemacht sei. Es gib *in der wahren Musik* Accente, die ihr ganz bestimmtes Wort verlangen, und es gibt Wörter, welche ihren bestimmten Accent wollen. Die einen von den anderen trennen oder sie nur annähernd wieder geben, heißt ein junges Hündchen von einer Ziege säugen lassen und umgekehrt. Aber was wollen Sie? Für mich hat das Erlernen fremder Sprachen höllische Schwierigkeit, kaum daß ich einige Worte Englisch und Italienisch kann.... Sie sind also im Zuge, mit der Composition der „Nibelungen“ die Gletscher schmelzen zu machen! Wie herrlich muß es sein, so angesichts der großartigen Natur zu schreiben! Das ist wieder ein Genuß, der mir versagt bleibt. Dies schönen Landschaften, die hohen Berge, der weite Ausblick auf das Meer — sie absorbiren mich vollständig, anstatt Aeußerungen des Gedankens in mir hervorzurufen. Da *fühle* ich nur und könnte nichts ausdrücken. Den Mond vermag ich nur zu zeichnen, indem ich sein Bild auf dem Grunde eines tiefen Brunnens betrachte.... Ich besitze Ihren „Lohengrin“; können Sie mir den „Tannhäuser“ zu kommen lassen, so würde es mir viel Vergnügen machen.... Ich glaube, wenn wir noch hundert Jahre lebten, wir würden über viele Dinge und Menschen Recht behalten. Der alte Demiurgos da oben muß sich wol in seinen weißen Bart lachen über den fortdauernden Erfolg, der alten Posse, die er uns spielt.“

Je weiter und lauter Wagner's Ruf sich verbreitet, desto heftiger regt sich die Opposition in Berlioz. Im Jahre 1858 schreibt er von Hanns v. Bülow: „Dieser junge Mann ist einer der eifrigsten Zöglinge jener unsinnigen Schule, welche man in Deutschland die der Zukunft nennt. Sie geben nicht nach und wollen durchaus, daß ich ihr Haupt und ihr Fahnenenträger sei. Ich sage gar nichts und schreibe nichts; die Vernünftigen werden ohnehin wissen, was daran ist.“ Am Morgen nach dem berühmten Fiasco des „Tannhäuser“ in der Pariser Großen Oper kann Berlioz in einem Briefe an Madame einen wilden Jubelschrei nicht *Massart* unterdrücken. Und nach dem furchtbaren Spectakel der zweiten Aufführung ruft er, gleichsam erleichtert, aus: „Was mich betrifft, so bin ich fürchterlich gerächt!“ Es ist bedauerlich, zu sehen, wie die Verbitterung über sein eigenes Künstlerlos diesen so scharfen Geist trübt, sein Urtheil umnebelt. Nicht nur hat er gar keine Empfindung dafür, daß jenes von den Parisern im „Tannhäuser“ verübte Spectakel vorausgeplant und eine Büherei war, Berlioz verkennt in seinem Haß gegen die „Zukunftsmusik“ obendrein die unleugbare nahe Verwandtschaft, die seine eigene Musik mit jener verbindet. Anfangs waren es Berlioz' Orchesterwerke, die auf den jüngeren Wagner einwirkten, am Ende wird wieder, umgekehrt, Berlioz (in seiner Oper „Les Troyens“) von beeinflusst, und wenn nicht von *Wagner* Wagner's Musik, so doch gewiß von seinen Grundsätzen. Berlioz' prophetisches Auge, das die einstige Würdigung seiner eigenen, in Frank noch verkannnten Musik voraussah, war blind für den reich gleichen Anspruch eines andern, ihm verwandten Künstlers, blind für die mögliche Zukunft der „Zukunftsmusik“ in Frankreich. Die Zeit des „Fliegenden Holländer“, „Tann“ und „häuser Lohengrin“ wird für Frankreich so sicher kommen, wie sie für Italien gekommen ist. Ja, wenn R. Wagner nicht heute schon in Paris gespielt wird, so sind lediglich und ganz allein *politische* Antipathien daran schuld. Musikalisch ist dem Componisten des „Tannhäuser“ in Paris vollständig der Boden geebnet durch die neufranzösische Schule und vor Allem — durch den wiedererweckten selbst! *Berlioz*

Berlioz' Briefe werden, seinen Erlebnissen entsprechend, gegen den Schluß des Bandes immer trübsinniger, grollender. Er begräbt seine zweite Frau (die Sängerin, die *Récioselbe*, die ihn 1846 auf seinen Concertreisen nach Wien und Prag begleitet hatte), und muß seinen einzigen Sohn, Louis Berlioz, überleben, der als Seemann auf fernem Meere stirbt. Die letzte große, ungetrübte Freude hatte Berlioz, seinem eigenen Ausspruche nach, zu verdanken. Auf *Wien* die Einladung war *Herbeck's* Berlioz Ende 1866 (also etwa zwei Jahre vor seinem Tode) nach Wien gekommen, um seine hier noch unbekannte dramatische Symphonie „Faust's Verdammniß“ im großen Redoutensaal zu dirigiren. Ganz entzückt, berichtet er an einen Pariser Freund über diese Aufführung und ihren glänzenden Erfolg: „Ich hatte 300 Choristen und 150 Musiker; eine bezaubernde Marga, „Mademoiselle rethe“, deren Mezzosopran-*Bettleim* Stimme prachtvoll ist; einen Tenor- Faust (), des *Walter* gleichen wir in Paris gewiß nicht besitzen, und einen energischen Mephisto: *Mayerhofer*, ein Capell *Herbeck*meister ersten Ranges, hat sich verdoppelt, verzehnfacht, verdreißigfacht für mich. Mein Zimmer wird nicht leer von Besuchern, von Gratulanten. Heute Abends gibt man mir ein großes Bankett, an dem 2- bis 300 Personen theilnehmen. Kurz, was soll ich noch sagen? *Es war dies die größte!*“ Mit *musikalische Freude meines Lebens* diesem hellen harmonischen Accord wollen wir von dem sonst so dissonanzenreichen Buche des edlen, vielgeprüften Künstlers Abschied nehmen.